artung, in den sie unweigerlich stürzen müßten, wenn die Warnung der männerfreundlichen Frau Doktor unbeachtet bliebe. Die verstiegene und alles Maß überschreitende Verhimmelung der Frauenbewegung hat nach der Verfasserin nichts weniger als einen weiblichen Masculinismus geschaffen, der, ganz zu schweigen davon, daß er die Schönheitslinie und die Reize des Menschentums zerstört, die Rassemerkmale verwischt und den Typus durch Erzeugung einer fortgesetzt wachsenden Zahl von nervenschwachen, entkräfteten Männer und Knaben entarten läßt. Und während diese gefährliche Entwicklung unaufhaltsam vor sich geht, steigt die Zahl der Frauen beständig. Dieses Wachstum des weiblichen Geschlechts ist aber umso bedenklicher, als die moderne Engländerin sich immer mehr zum Mannweibe auswächst. Die Grenzen zwischen männlichem und weiblichem Geschlecht haben sich eben, und zwar zu ungunsten des Mannes, vollständig verschoben. Die junge Engländerin ist, wie die Verfasserin ausführt, in ihrem Aeußeren und in ihren Lebensgewohnheiten, ebenso wie in ihrer Kleidung und Moral immer larger geworden und zeigt damit alle Zeichen vorgeschrittener Degeneration. Mit dem jungen Mädchen aus der Victorianischen Zeit, deren veredelndem Einfluß die heranwachsende Generation so viel zu danken hatte, hat die junge Dame des heutigen Englands nichts mehr gemein. Ihr Puppenkopf beherrscht das Gehirn eines Sophisten, der den Dingen nüchtern und skeptisch gegenüber steht. Schmiegsame Anpassungsfähigkeit, weibliche Anmut, Einbildungskraft und Gefühl sind nicht vorhanden, mit einem Wort, es sind seelenlose Geschöpfe, aus denen sich die weibliche Jugend des modernen England zusammensetzt. Mit Feuereifer stürzen sie sich kopfüber in die Politik und in den Strudel der Finanzgeschäfte, studieren Prospekte und Kurszettel und stehen mit beiden Füßen auf dem Boden einer ausgesprochenen materialistischen Weltanschauung. „Viele unserer kleinen Mädchen von heute," schließt die Verfasserin ihre Philippika, „gleichen in ihren Bewegungen und ihrem ganzen Gehaben Füllen oder Kälbern. Die Natur läßt ihrer nicht spotten und sich nicht vergewaltigen. Wenn ich in die Gesichter dieser modernen Frauen sehe, so enthüllt sich mir mit unwillkommener Deutlichkeit der typische Zug einer Zwischenstufe, und vor meinem geistigen Auge steht unwillkürlich das Bild eines Maultiers, jener unglücklichen Kreuzung zwischen Pferd und Esel, die zur Unfruchtbarkeit verurteilt ist."

Bunte Zeitung.

Prügelstrafe für studentische Exzesse. Daß noch um 1800 durch königliche Verfügung für grobe studentische Exzesse die körperliche Züchtigung als Strafmittel in Preußen bestimmt wurde, dürfte wenig bekannt sein. Wir erfahren darüber in Paul Wentzkes eben erschienener Geschichte der deutschen Burschenschaft (Winter, Heidelberg, 1919) folgende interessante Mitteilungen. „Bei groben Exzessen, so bestimmte die betreffende Verfügung Friedrich Wilhelms III., soll in keinem Fall auf Geldbuße oder Relegation, sondern jederzeit auf Gefängnis oder körperliche Züchtigung erkannt werden. Eine jede solche Züchtigung muß als ein väterliches Besserungsmittel angesehen, sie muß im Gefängnis in Gegenwart der Vorgesetzten vollstreckt und von diesen mit den nötigen Ermahnungen begleitet werden. Das Ehrgefühl des Studenten soll dadurch nicht gekränkt, sondern derselbe soll behandelt werden, als wenn er sich noch auf einer niederen Schule befände, wo Züchtigungen zu keinem Verwurf gereichen können. Die hier angedrohten Strafen sind wohl nie zur Anwendung gekommen. Als letztes Zeichen des aufgeklärten Despotismus waren diese Gedanken bei ihrer Veröffentlichung — gerade zehn Jahre nach Einführung der Abiturientenprüfung in Preußen —, auf den Hochschulen schon überwunden. Und doch ist das Edikt nicht nur als Lebensäußerung veralteter Anschauungen höchst beachtenswert. Die darin zum Ausdruck gebrachte Auffassung von der Stellung der Studenten hat Friedrich Wilhelm III. auch in den nächsten Jahrzehnten noch innerlich festgehalten. Seit Hallische Akademiker ihn und seine junge Gemahlin einmal bei der Durchfahrt durch die Universitätsstadt gröblich belästigt und beleidigt hatten, blieb sein Mißtrauen stets rege. Ebenso sollten neue, gleichzeitig mit dem Studentenedikt erlassene Bestimmungen über geheime Gesellschaften und Verbindungen fast ein halbes Jahrhundert lang in voller Geltung bleiben. Die Stifter wurden mit zehnjährigem, Mitglieder und Teilnehmer mit sechsjährigem Festungsarrest oder Zuchthausstrafe bedroht."

Verlängerung der mittleren Lebensdauer. Einzelne Erfahrungen scheinen dafür zu sprechen, daß wir der Kehrseite des Lebens nicht so ganz wehrlos ausgeliefert sind. Wir können sie zwar nicht aufheben, aber ihr Eintreten läßt sich doch verzögern. So hat z. B. dank den hygienischen und sozialen Einrichtungen die mittlere Lebensdauer in den meisten Kulturstaaten im Laufe des letzten halben Jahrhunderts vor dem Weltkriege zugenommen. Sie betrug in Deutschland für das männliche Geschlecht in den Jahren 1871—1880 rund 35,58 und von 1881—1890 schon 37,17, um dann von 1891—1900 auf 40,56 Jahre zu steigen. Beim weiblichen Geschlecht ist die Lebensdauer im allgemeinen kürzer, aber auch hier läßt sich eine Aufwärtsbewegung feststellen. Die mittlere Lebensdauer steht aber in Deutschland noch immer hinter der in Schweden zurück, wo sie innerhalb desselben Zeitraumes von 50,94 auf 53,63 Jahre gestiegen war. Mag sein, daß man es hier mit Rassen- und Klimaverhältnissen zu tun hat, die durch hygienische und soziale Einrichtungen nicht ersetzt werden können.

Der Valutaschlitten. Die neue elektrische Straßenbahnverbindung von Lörrach nach Basel hat vom Volke eine originelle und treffende Bezeichnung erhalten. Die Straßenbahn heißt nämlich: „Der Valutaschlitten".

Literatur.

Josef Pontens „Jungfräulichkeit". Geschichte einer Jugend und Liebe. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin 1920.

Josef Pontens „Jungfräulichkeit" ist eine gestaltende Dichtung voll edelster Poesie und voll innersten Suchens nach dem Wahren. Tragödie und hohes Lied der entsteheuden Liebe und der vollendeten. Tragödie und hohes Lied der Reinheit, des unmittelbaren Empfindens und der Vereinigung der Geschlechter. Verbrämt von Lyrik, nicht von ästhetizierndene Phrasen. Die Gestalten sind frei von der Konvention des Alltags. Sie dringen tief ein in die eigenen Gefühle, ihre Scham und ihr Schmerz sind dreifach groß, die Erfüllung ist schmerzhaft und überirdisch schön zugleich. Es ist ein Buch der Reinheit und der Erkenntnis. Unendlich keusch und in seiner Keuschheit wahr und abhold der prüden Geselligkeit. Ponten gibt ihm ein Nachwort, ein wenig entschuldigend, ein wenig aber auch behauptend: Das wenig entschuldigend, ein wenig aber auch behauptend: Das, was war, ist trotzdem groß und schön, trotzdem es den Reifen, Ueberlegenen und Ueberlegenden kindlich dünkt. Keine Art der Entschuldigung ist möglich. Wer sich die Reinheit bewahrt hat, der ist auch empfänglich für diese machtvolle schlackenlose Kunst.

Zeitschriftenschau.

Der neue Merkur. Nachrichten über den Geist Frankreichs aus Manifestationen heraus, die ernster zu nehmen sind als Preßerzeugnisse und Pamphete, bringt im „Neuen Merkur" (Verlag „Der Neue Merkur," München) Franz Arens zusammen und weist vor allem auf ein Buch Jacques Rivieres hin, der aus dem Kreise der Nouvelle Revue Francaise stammt und der sein Buch „L'Allemand" aus der auch für uns interessanten Perspektive eines Gefangenenlagers heraus geschrieben hat. Als Probe der russischen Dichtung, die uns seit Kriegs- und noch mehr seit Revolutionsbeginn verschlossen ist wie die französische Geisteswelt, ist die in Rußland berühmt gewordene „Ballade der Zwölf" des Lyrikers Alexander Blod von Arnold Ulitz ins Deutsche übertragen worden. Den man über dem allen, der schon zu seinen Lebzeiten wie ein historischer Schatten durch die deutsche Politik gesterte, längst vergessen hatte, ein Bild des „jungen Hertling" der noch aus den letzten Tagen der Romantik stammt, zeichnet Willy Andreas. Ein Schicksal wie Hölderlins, in unsere Tage und unsere Schulen verschlagen, nach Karl Bröger noch immer Exempel in der Politik, die durch ein zeitweiliges In den-Hintergrund-treten des einen nicht von der dauernden Geltung verlieren können; sie sind wie „Ich" und „Wir", wie Personen und Gemeinschaft, wie Atom und Kosmos gegeneinanderzusetzen.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 62 Fernruf 4520.

Unterhaltungsbeilage
der „Saale-Zeitung"

Nr. 89 — Sonnabend, den 1. Mai — 1920

Des Herzens Gebot.

Original-Novelle von Fr. Lehne.

(1. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.)

„Grüß Gott, liebe Eltern!"

Der Angekommene begrüßte die Eltern mit Handschlag und Kuß.

„Bernhard, wo kommst du denn her und so unerwartet? Wir haben dich gar nicht gehört."

„Ich wollte euch überraschen, bin deshalb über Töpfers Wiese gegangen, damit ihr mich vom Garten aus nicht sehen konntet. Ihr wißt doch, wie ich es als Junge tat! — Nun, wie geht es euch? Sind deine rheumatischen Schmerzen jetzt verschwunden, Vaterchen? Ja? — Wie mich das freut!"

„Nun trinkt nur erst eine Tasse Kaffee! Du siehst so erhitzt aus, mein Jungchen! Nimm dir Wassein Sie sind ganz frisch!"

Geschäftig bediente sie den Sohn, der schnell hintereinander einige Tassen Kaffee trank.

„Ah, das tut gut. Der Weg vom Bahnhof hat mir Durst gemacht!" sagte er.

Dann lehnte er sich zurück, den Arm um die Schultern der Mutter legend, die glückstrahlend auf ihren „großen Jungen" blickte.

„Nun möchtet ihr den Grund meines Kommens wissen? Der ist, mich auszuruhen, und zwar gründlich! Ich war in letzter Zeit sehr angestrengt, hatte viel zu tun. Der Professor war verreist; ein großer Teil seiner Pflichten fiel mir zu, dabei verschiedene Kollegen im Urlaub, — genug, ich hatte nicht mal Zeit und Muße, euch zu schreiben. Nun traf es sich jetzt, daß mich Kollege Fränkel bat, den Sommerurlaub mit ihm zu tauschen. Er wollte jetzt heiraten, hat aber wegen Erkrankung der Schwiegermutter die Hochzeit vier Wochen aufschieben müssen. Das kam alles so plötzlich. Und ich wollte euch auch mit Absicht nicht von meinem Kommen verständigen. Ihr seid ja von jeher auf einen oder mehrere Gäste eingerichtet. Doch da fällt mir ein, Fräulein Odenberg ist doch wohl noch bei euch?"

„Das tut doch nichts. Wir haben Platz genug! Und Dagmar will übermorgen abreisen."

„Dann ist's ja gut! Das verwöhnte Dämchen hat meinem Mütterchen gewiß ordentlich zu schaffen gemacht; wenigstens konnte ich das zwischen deinen Zeilen lesen!"

„Es geht! Du weißt, Bernhard, Mutter ist ja nicht wohl, wenn sie nichts zu schaffen und zu sorgen hat."

„Und immer für fremde Leute! Es ist oft ein undankbares Geschäft."

„Odenberg bat mich darum, er wußte seine Tochter am besten bei uns aufgehoben; in ein Sanatorium sollte sie nicht, weil Dagmar dort viel zu viel Zerstreuung haben würde; sie ist lebhaft und temperamentvoll, so daß sie vielleicht die Kurvorschrift nur mangelhaft befolgt hätte! Eine richtige Langeweile, gute Kost und keine Vergnügungen hielt er für das beste Mittel, ihre angegriffenen Nerven wieder aufzufrischen. Er hat mir eine schöne Summe für unser Kirchlein gestiftet. Wenn uns das Leben auch ganz andere Bahnen geführt hat, so haben wir alten Burschenschaftler uns doch treue Freundschaft bewahrt! Ich bin ein ehrsamer Landpfarrer geworden — und Herbert Odenberg Gerichtspräsident."

„Beneidet ihn mein alter Herr etwa?"

„Nicht um die Welt! Ich bin zufrieden und glücklich, weil ich gesehen, daß mein Wirken erfolgreich und nicht umsonst war."

„Und Dagmar Odenberg?"

„Ist ein schönes Mädchen — voller Weltlust und Genußsucht. Doch trotz ihrer Fehler, die eine Folge ihrer Erziehung sind, ist sie uns eine liebe Hausgenossin geworden, und nur ungern werde ich sie, die unser Haus wie ein Sonnenstrahl durchleuchtet hat, scheiden sehen!"

Der Pfarrer plauderte mit seinem Sohne von diesem und jenem, während die Pfarrerin das Zimmer für Bernhard herrichtete und Anweisungen für das Nachtessen gab, das man ebenfalls in der geräumigen Laube zu sich nehmen wollte. Der Tisch wurde gedeckt, währenddem gingen Vater und Sohn auf den sorgfältig geharkten Wegen auf und ab.

Der Garten glich einem Schmuckkästchen, der Pfarrer verwendete fast seine ganze freie Zeit, in ihm zu arbeiten — darin fand er seine Erholung. Sein ganzes Herz hing an dem Garten.

Bernhard bewunderte die herrlichen Rosen, die des Vaters ganzen Stolz bildeten, und er freute sich mit ihm über das Spätherbst, das so reich und schön angesetzt hatte.

„Ja, mein Jungchen, wir werden ein gesegnetes Jahr haben! Hast du gesehen, wie prächtig das Korn steht? Unser Herrgott möge seine Gnade walten lassen! — Riefst du, Mütterchen?" wandte er sich seiner Frau zu. „Ah, was Bernhard wohl trinken möchte?"

„Natürlich bei der so hochgefeierten Johannisbeerwein, Mütterchen," sagte Bernhard, „du hast doch noch von der so gut geratenen Sorte." Er trat in die Laube und überflog den gedeckten Tisch mit prüfendem Blick. „Was gibts denn Gutes? Aha, das sieht lecker aus! Wie lange habe ich solch köstliches ländliches Mahl entbehrt, — verführerisch wie immer lacht mich dein Schinken an, ihr habt noch davon!"

„Natürlich, mein Jungchen, extra für dich aufgehoben, ebenso wie diese Schlackwurst hier! Schneide mir bitte schnell noch einige Rosen. Ich möchte gern mit allem fertig sein, ehe Fräulein Odenberg zurückkommt!"

„Hilft sie dir denn nicht ein wenig?! Was tut sie denn eigentlich den ganzen Tag?"

„Mir helfen? Was du denkst! Das möchte ich auch noch nicht mal! Sie hat so feine, weiße Hände, die gar nicht für die Küche taugen! Sie lebt nur für ihre Gesundheit, schläft solange sie mag, liest ein wenig und geht spazieren, sitzt auch oft bei Vaterchen im Garten!"

„Wäre ich ihr Arzt, ich würde ihr wahrhaftig was anderes verordnen, solchen Damen fehlt in der Regel eine ernste Beschäftigung, fehlen ernste Pflichten."

„Sie hat sich aber auffallend bei uns erholt."

„Wer läte denn das bei dir nicht, lieb Mütterchen!" entgegnete er liebevoll und küßte sie auf die Wange.

Dagmar Odenberg kam zurück. Sie wunderte sich, als sie eine ihr fremde Männerstimme hörte; soviel sie wußte, hatte man doch niemand erwartet. Jedoch legte sie erst Hut und Handschuhe in ihrem Zimmer ab, frisch mit der Bürste über das Haar und ging dann in den Garten.

Der Pfarrer ging ihn entgegen. „Fräulein Dagmar, wir haben Besuch bekommen. Unser Sohn hat uns überrascht."

„Wie nett! Da lerne ich ihn vor meiner Abreise noch kennen!" bemerkte sie liebenswürdig.

Dr. Bernhard Wagner erhob sich den Gast seiner Eltern zu begrüßen. Er war von Dagmars Erscheinung überrascht und vermochte auch nicht, dies zu verbergen. Lächelnd sah sie es. Freundlich und ungezwungen reichte sie ihm die Hand.

„Grüß Gott! Herr Doktor! Ihre lieben Eltern haben mir schon viel von Ihnen erzählt, daß Sie mir kein Fremder mehr sind. Ich freue mich, Sie kennen zu lernen!" sagte sie herzlich.

Sie nahm ihren gewohnten Platz ein, und Bernhard setzte sich neben sie, aber an die Breitseite des Tisches, so daß er voll in ihr schönes Gesicht blicken konnte.

„Nun, wie wars denn heut' auf dem Spaziergang, Fräulein Dagmar?" fragte der Pfarrer. „Haben Sie etwas Besonderes erlebt?"

Sie lachte ihr silberhelles Lachen.

„Dann müßte ein Wunder geschehen, wenn man hier etwas erleben würde!"

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19200501020/fragment/page=0001

„Sehnen Sie sich danach, gnädiges Fräulein? Ihren Worten nach könnte man das beinahe glauben!" bemerkte Bernhard.

„Manchmal ja, Herr Doktor! Ich kann der Tage ewiges Einerlei nicht gut ertragen! Es geht mir auf die Nerven! Etwas herausfordernd blickten ihre dunklen Augen ihn an.

„Ich meine, daß das „ewige Einerlei" der Tage Ihren Nerven doch zuträglicher ist, als das geräuschvolle, nach Genuß und Abwechslung jagende Treiben der modernen Welt!" entgegnete er ruhig.

„Ich wage nicht zu widersprechen und beuge mich Ihrer höheren Einsicht!" bemerkte sie mit einem schelmischen Blick

Sie zeigte sich heute von ihrer liebenswürdigsten Seite, denn es war jetzt eine Persönlichkeit da, um die sich das schon lohnte.

Dr. Bernhard war jedoch ein Mann, den sie auch in den ihr gewohnten Kreisen unmöglich hätte übersehen können, geschweige hier.

Er war von hochgewachsener, stattlicher, breitschultriger Gestalt, sein etwas ernstes, schönes Gesicht wurde von einem spitz verschnittenen dunkelblonden Vollbart umrahmt. Ueber die rechte Wange zog sich ein kräftiger Schmiß. Kluge graue Augen blitzten kühl beobachtend hinter dem Kneifer. Seine ganze Erscheinung atmete Sicherheit, Selbstbewußtsein, Tatkraft, und doch lag in dem Ausdruck seines Gesichts und in dem Tonfall seiner sonoren Stimme viel Güte und Warmherzigkeit, daß man sich unwillkürlich zu ihm hingezogen fühlen mußte.

Er wandte sich jetzt an seinen Vater.

„Und wie geht es meinem alten Freunde, deinem alten Wilhelmgenossen?"

„Ah, du meinst unsern alten Dr. Riemann? Oh, dem geht es gut! Eine höchstens zwei Jahre will er noch mitmachen, sagt er, dann geht er nach Loschwitz zu seiner verheirateten Tochter — und somit wäre Platz für dich, mein Junge!"

„Wir freuen uns schon darauf, wenn auch Väterchen seinen guten alten Freund schmerzlich entbehren wird!" Vor Rührung zitterte die Stimme der Pfarrerin. „Aber wir haben dich doch dann hier, mein Jungchen, und du bekommst als Nachfolger von ihm eine sehr gute Praxis!"

Erstaunt legte da Dagmar Messer und Gabel aus der Hand.

„Hab' ich denn recht verstanden, Herr Doktor? Sie — Sie wollen sich hier niederlassen?" fragte sie kopfschüttelnd, „ja, das kommt doch gleich nach dem Lebendig-begraben-werden!"

Er lachte fröhlich auf.

„Gnädiges Fräulein, sehen denn meine Eltern so lebendig begraben aus? Ich meine, eher das Gegenteil! Und sie sind so lange schon hier — wie lange eigentlich, Väterchen?"

„Da war an dich noch gar nicht zu denken, mein Jungchen! Als blutjunger Kandidat kam ich zur Aushilfe nach Hohensdorf, hab' Mutterchen hier gefunden und bin dann auch geblieben! Keine Stunde noch hat es mich gereut!"

„Und ich hab' eine so schöne Jugend in meinem Dörfchen verlebt, um die mich mancher Großstädter beneiden könnte. Das Herumstreifen in Wald und Feld, frei vom Zwange der Straßen und Häuser, war köstlich! Die armen Jungen in der Stadt können gar nicht ermessen, wie gut wir, die wir auf dem Lande aufwachsen dürfen, es gegen sie haben. Welche Herrlichkeiten einem da aufgetan werden, von denen sie gar keine Ahnung haben."

„Sie sind ein gar beredter Anwalt des Landlebens, Herr Doktor!" bemerkte Dagmar. Ihr war es unfaßlich, daß dieser schöne und auch elegante Mann als Landarzt versauern und verbauern wollte. Welche Chancen könnten sich ihm wohl in der Stadt bieten.

Sie sprach das aus aus.

Er zuckte die Achseln.

„Chancen! Was heißt das? Ich bin nicht ehrgeizig genug, danach zu streben, daß ich ein beliebter und gesuchter Modearzt werde, um dadurch vielleicht eine gewisse Eitelkeit zu befriedigen. Ich will nicht meine Sonderinteressen in den Vordergrund stellen. Ein Aerzt muß auf vieles verzichten. Er gehört sich nicht selbst; er gehört den Kranken und Leidenden. Und denen will ich meine ganze Kraft widmen; ich möchte sie gesund machen und ihnen in ihrer Leibesnot helfen, wie mein Vater ihre Seelennot so gut zu lindern versteht! In der Stadt hat man genügend tüchtige Aerzte; warum ihre Zahl noch vergrößern und vielleicht einer von den Ueberflüssigen sein?

Und hier bin ich nötig, denn wenn unser guter Dr. Riemann fortgeht, entsteht in dem ganzen Umkreis eine gar empfindliche Lücke, die ich nach allen Kräften ausfüllen möchte. Eine Hauptsache ist da, die Leute kennen mich zum Teil schon als Wagners Bernhardl und sie werden schnell Vertrauen zu mir als meines Vaters Sohn haben."

Dagmar lächelte etwas zu seinen letzten Worten und sagte in nachsinnender Weise:

„Aber Wagners Bernhard hat doch sicher so viel Interessen, die ihm ein Leben auf dem Lande nicht befriedigen kann!"

„Dann muß ich mir Ersatz dafür in etwas anderem suchen! Ich bin zu alt, um nur zu spielen; glauben Sie, gnädiges Fräulein, in meiner Wissenschaft gibt es kein Ausgelernthaben, täglich hat man ernsthaft zu forschen und zu arbeiten, um auf der Höhe zu bleiben; verimpeln und verbauern werd' ich nicht!" Fest und bestimmt kam das von seinen Lippen, und ruhig tauchte er seine Blicke in Dagmars schwarze Augen, die ihn weich und lockend ansahen.

„Nun ja, Herr Doktor das alles geb' ich ja zu, aber wenn Sie mal heiraten? Sie können doch einer jungen Frau nicht zumuten, sich hier zu vergraben! Und heiraten müssen Sie auf jeden Fall, denn ohne Frau können Sie hier doch gar nicht sein."

„Ist auch gar nicht meine Absicht, gnädiges Fräulein! Sobald ich hier etwas eingerichtet bin, werde ich Umschau halten unter den Töchtern des Landes — Ein verwöhntes Prinzeßchen, das von vornherein den Gedanken hegt, mir ein Opfer zu bringen, kann ich allerdings nicht gebrauchen!"

Galt das „verwöhnte Prinzeßchen" ihr? Doch nein, er blickte zu harmlos; sicherlich hatte er mit dieser Aeußerung überhaupt keine bestimmte Person gemeint.

Eifrig nahm die Pfarrerin das Wort.

„Da wüßt' ich gleich eine Frau für dich, mein Jungchen! Emma Leonhardt — du weißt doch, die Tochter der verwitweten Majorin, die drüben in Gräben wohnt, die ist wie geschaffen für dich! Jetzt hat sie auch einen Kursus in der Krankenpflege genommen. Und so häuslich und wirtschaftlich ist sie — nur eben, daß kein Vermögen da ist! Na, darauf brauchst du, mein Jungchen, nicht zu sehen! Erinnerst du dich ihrer nicht?"

„Ja, ich erinnere mich — sehr gut sogar! Das hübsche Mädchen mit dem reichen Blondhaar und der tadellosen Figur, um das sich Kurt Nikolai so sehr bemühte," meinte er sinnend.

„Jawohl die ist es!" bestätigte die Pfarrerin eifrig. „Sie hat ihm einen regelrechten Korb gegeben; von vielen Seiten ist es ihr damals recht verdacht worden — der reichste Gutsbesitzer im ganzen Kreise —"

„Aber doch ein wüster Patron! Sie hat recht gehabt, das Mädchen ist zu schade für ihn."

„Vielleicht hat Fräulein Leonhardt, die nach der Beschreibung eine Perle sein muß, eine stille Liebe für Sie, Herr Doktor!" neckte Dagmar. Sie sah, wie eine leichte Röte sein Gesicht färbte. Er entgegnete aber nichts darauf, sondern wandte sich mit einer ganz fernliegenden Bemerkung an seine Mutter, und Dagmar hatte in diesem Augenblick das beschämende Gefühl, eine große Ungerechtigkeit begangen zu haben.

Sie ärgerte sich, trotz aller Mühe kam sie während des ganzen Abends nicht darüber hinweg. Und als sie ihr Lager aufsuchte, lag sie noch lange wach; in ihre Augen kam kein Schlaf: sie mußte an Dr. Wagner denken. Er gefiel ihr, gefiel ihr sehr, — und er imponierte ihr, wie wohl noch nie ein Mann zuvor. Oder kam dieser zwingende Eindruck daher, weil sie während einer langen Zeit nur auf zwei ältliche Leute angewiesen gewesen war? Ein großes Bedauern erfüllte sie, daß sie heute so bestimmt von ihrer Abreise gesprochen hatte, — in Gesellschaft von Dr. Wagner würde sie noch drei Wochen in Hohensdorf gut ertragen können. Ob er dann noch an das hübsche blonde Mädchen mit der tadellosen Figur denken würde? Sein Erröten hatte ihr bewiesen, daß er am Ende gar eine kleine Schwäche für Fräulein Leonhardt hegte; wäre es da nicht interessant und prickelnd, ihre Macht an ihm zu erproben, ihre Macht, der bisher noch keiner widerstanden?

(Fortsetzung folgt.)

Der Ueberfall.

Novelle von

M. Braunstein.

Mit einem ganz unerklärlichen Gefühl des Bangens bestieg der junge Kaufmann Emil Handtke das Abteil zweiter Klasse, um die beschwerliche Fahrt nach der Hauptstadt des Landes anzutreten. Er atmete erleichtert auf, als er allein blieb, denn immer wieder hatte er angstvoll zum Fenster hinausgeschaut, ob nicht noch im letzten Augenblick irgendein Herr einsteigen könne, der um das große Geheimnis wisse, das Handtke zu dieser Reise trieb. Handtke trug nicht weniger als zweimalhunderttausend Mark in seiner Brusttasche. Er hatte von seiner Firma den Auftrag bekommen, das Geld sicher an Ort und Stelle zu bringen. Der junge Kaufmann hatte zwar anfänglich ersucht, man möge ihm einen Begleiter mitgeben, aber der Chef des Hauses erklärte, daß man Handtke als einen sehr zuverlässigen Beamten kenne und diese Vorsicht daher überflüssig sei.

So saß er in dem Abteil, nervös alle fünf Minuten nach der Brusttasche fassend. Wenn er doch erst am Ziel der Reise angelangt wäre. Es gab so viele Verbrecher und irgend jemand konnte doch erfahren haben, daß er eine so große Summe bei sich führte.

An der nächsten größeren Schnellzugstation wurde kurz vor Abgang des Zuges die Tür aufgerissen. Ein Herr stieg ein. Handtke betrachtete sein Gegenüber unsicher. Der korpulente Mann hatte ohne Zweifel etwas Lauernches im Blick, seine Bewegungen waren derart gesucht und wenn er sich niedersetzte, tat er es mit solch absichtlicher Langsamkeit, daß dieses Verhalten unbedingt auffallen mußte. Handtke verschränkte die Arme über der Brust, lehnte sich in die Ecke und ließ von Zeit zu Zeit verstohlen seine Blicke auf das dicke Gegenüber fallen. Aber auch der neue Reisende beobachtete genau. Handtke sah, wie sein Blick prüfend an ihm herab glitt, wie er ganz besonders die lederne Reisetasche auffällig musterte und es wurde dem jungen Kaufmann immer unbehaglicher zumute. Der Zug raste weiter. Handtke vergewisserte sich, wo die Notbremse sei, leichten Kaufes sollte der Wohlbeleibte das Geld nicht bekommen.

Dann lachte er sich selber aus. Der Dicke hatte jetzt eine Zeitung hervorgezogen und wenn er auch recht unaufmerksam darin las, ließ er doch von dem ruckweisen Fixieren ab. Seine Erregung legte sich und als draußen die Dämmerung niedersank, verspürte auch Handtke eine immer mehr zunehmende Müdigkeit, doch versuchte er, sich munter zu erhalten, denn im Schlafe war es zu leicht möglich, daß man ihn beraubte. Sein Gegenüber hatte sich jetzt wieder erhoben, kramte in dem kleinen Kupeekoffer herum. Handtke hatte die Augen geschlossen, wurde nun aber durch einen leisen, klirrenden Ton aufgeschreckt. Er sah noch deutlich das heftige Erschrecken, das über die Züge seines Gegenübers ging, der sich aber, als er Handtkes forschenden Blick bemerkte, schnell auf seinen Platz niederließ. Für eine kurze Zeit begann nun wieder das gegenseitige Beobachten, dann lehnte sich Handtke abermals mit geschlossenen Augen in die Ecke zurück.

Was war das plötzlich für ein scharfer Geruch, den er einatmete? Er fuhr empor und sah, wie sein Gegenüber ein ganz feuchtes Taschentuch in der Hand hielt. Blitzschnell wurde das Taschentuch hinter dem Rücken verborgen. Handtke hatte noch niemals Chloroform gerochen und wußte daher nicht, ob dieser scharfe Spiritusgeruch Chloroform sein konnte. Vielleicht war es ein anderes Betäubungsmittel. Die Willenskraft leistete nach dieser Richtung hin ja Unglaubliches. Der Herzschlag stockte ihm beinahe. Er griff in die Tasche, holte unsichtbar für seinen Reisebegleiter das Taschenmesser heraus, spannte es hinter dem eigenen Rücken auf. So, wenn sich jetzt der Räuber auf ihn stürzte, sollte er wenigstens den Stahl sehen. Abwartend saß er wieder in der Ecke, unter halb geschlossenen Augenlidern sein Gegenüber anblinzelnd.

Aber auch der Wohlbeleibte schien von starker Nervosität befallen zu sein. Er tastete mit der Hand bald nach der Brust, fuhr sich dann abwechselnd bald in die eine, bald in die andere Hosentasche, strich sich sogar, wenn er sich unbeobachtet wähnte, am Oberschenkel entlang, faßte dann wieder nach der Brust, kurzum, er machte den Eindruck eines Mannes, der etwas Absonderliches plant. Das getränkte Taschentuch mußte sich immer noch hinter seinem Rücken befinden.

Handtke überlegte. Sollte er bei der nächsten Station aussteigen? Aber bis dahin hatte er noch eine gute halbe Stunde zu fahren. Sollte er dem Zugbegleiter einen Wink geben? Er hatte sich ganz in die Ecke gedrückt, regungslos, mit geschlossenen Augen der Dinge harrend, die kommen würden. Je länger er sich schlafend stellte, um so sicherer schien sein Gegenüber zu werden. Handtke sah, wie sich der Wohlbeleibte erhob, starr zu ihm hinüber blickte, jetzt — — eine Lähmung überfiel ihn, — — jetzt beugte sich der Mitreisende auch noch ein wenig über ihn, betrachtete ihn, dann trat er wieder zurück. Handtke schien ihm noch nicht genügend fest eingeschlafen zu sein, um die verbrecherische Tat zu begehen. Und nun sah Handtke, wie sich der andere plötzlich die Weste aufknöpfte, wie er sich am Beinkleide zu schaffen machte. Da richtete er sich mit einem Ruck empor. Ein leiser, aber erschreckter Ton kam über die Lippen des Gegenüber, der rasch den Mantel über der Brust zusammenzog und sich dann behutsam wieder auf seinen Platz setzte, dabei vermeidete er, sein Gegenüber anzusehen. In Handtke aber war eine solche Neugierde erwacht, daß er, als der Zug auf der Station hielt, das Abteil nicht verließ, sondern mit dem Reisenden allein weiterfuhr.

Sein Gegenüber hatte inzwischen versucht möglichst unauffällig die Hosenträger wieder am Beinkleid zu befestigen und die Weste zu schließen. Abermals stellte sich Handtke schlafend und nun begann das Spiel von neuem. Der Korpulente zog anscheinend aus einer oben im Beinkleide angebrachten inneren Tasche etwas Blitzendes hervor, das er rasch hinter seinem Rücken verbarg. Da aber sprang Handtke auf. Mit einem Ruck riß er an der Notleine, faßte dann mit beiden Händen nach dem Halse seines Gegenüber, denn er hatte zu deutlich den Lauf eines Revolvers blinken sehen und schrie ihm ins Gesicht:

„Hab ich dich endlich, du Verbrecher!"

„Haben Sie Erbarmen!" winselte der andere, „verraten Sie mich nicht. „Ich habe es ja längst gewußt, wer Sie sind."

Noch ein paar rasche Stöße, dann hielt der Zug, lautes Rufen und Schreien, Handtke rief die Beamten herbei und Zugführer und Schaffner stürzten in das Abteil.

„Da, nehmen Sie ihn fest!"

Der Dicke schlotterte. „Machen Sie doch kein so großes Aufhaben, ich will ja alles abgeben."

Der eine Beamte hatte das nasse Taschentuch entdeckt und sah jetzt auch einen kleinen Aluminiumbehälter, der eine eigentümliche gebogene Form hatte.

„Das riecht ja nach Spiritus?"

„Machen Sie doch kein solches Aufheben," zeterte der Korpulente.

„Bringen Sie ihn in Sicherheit! Ein Ueberfall ist geplant!"

Die Beamten zerrten ihn aus dem Abteil, aber schon auf der nächsten Station kam der Zugführer lachend in das Abteil zurück.

„Die Sache ist ziemlich rätselhaft. Der wollte Sie überfallen? Der spitzige Hering? Wissen Sie, wer das ist? Das ist einer jener berüchtigten Spiritusschieber, denen man stark auf den Fersen ist. Er hat sich auf den Körper die gefüllten Behälter gebunden. Einer davon ist gerutscht und ausgelaufen. Nun hat er in Ihnen einen Detektiv vermutet. Da hat er sich nicht getraut, die Sache wieder in Ordnung zu bringen. Wir haben da einen recht guten Fang gemacht."

Mit offenem Munde hörte Handtke den Bericht an. Aber der Zugführer fuhr lachend fort: „Er hat sich vor Ihnen geängstigt. Er hat gesehen, wie Sie immerfort mit der Hand nach der Brusttasche fuhren. Er dachte, Sie trügen dort eine Waffe, um ihn dadurch zum Geständnis zu zwingen."

Die unweiblichen Engländerinnen.

Zu einem Kreuzzuge gegen den männermordenden Feminismus, wie er sich im modernen England entwickelt hat, ruft Fr. Dr. Arabella Kenealy die bisherigen Herren der Schöpfung in ihrem soeben in London erschienenen Buche „Feminismus und Geschlechtsvernichtung" auf. Um ihnen die drohende Gefahr in ihrer ganzen Größe vor Augen zu stellen, führt die gegen ihr Geschlecht wütende Verfasserin die mit Blindheit geschlagenen Männer an den Rand des Abgrundes der körperlichen und geistigen Ent-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19200501020/fragment/page=0002